

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Michael Opitz**  
**Wolfgang Hilbig**  
Eine Biographie

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

# Inhalt

Einleitung 9

## I »*Ich entstamme einem Geschlecht von Namenlosen*«

- 1 »Dabei war ich durch Zufall in diesem Land geboren worden« 23
- 2 »Gegen meinen Vater hatte ich keine Chance« 39
- 3 »Vierzig Jahre schlaflos ließ mich die Mutter« 54
- 4 »Was schwarz ist auf dem Papier, ist eine Lüge« 72
- 5 Die Heimatstraße – »eine Komposition des Schreckens« 93

## II »*Ich badete in Asche und Wut*«

- 1 »Meine Kindheit hat eigentlich zwischen Ruinen stattgefunden« 113
- 2 Lehrzeit – »Wege in die Einsamkeit« 139
- 3 »ich bin müde vom schlagen« 158
- 4 »M.« 176
- 5 »Straße von der ich ausging« 195

## III »*Ich fühle mich im Grunde genommen gespalten*«

- 1 »Unter Bäumen schlafen legen und kein Soldat mehr sein« 217
- 2 »Sein Name lautet ganz genauso wie der meine« 234
- 3 »Ab 1965 waren meine Texte ›meine Texte‹« 251
- 4 »Buchstabenmüde« 273
- 5 »›Blaue Blume‹ stagniert« 295

#### IV »*Ich wollte nichts anderes, als ein Schriftsteller sein*«

- 1 »In barbarischer Unverfrorenheit ging ich mit der Sprache um« 313
- 2 »Es waren zum Teil die für mich interessanteren Leute« 331
- 3 »laßt mich doch« 340
- 4 »Wenn ich wieder frei bin« 351
- 5 Das Wort Abwesenheit beschreibt den »Ort der Poesie« 368

#### V »*Erinnerungen über Erinnerungen, in die es mich stürzt*«

- 1 »Haft-Thematik« 385
- 2 »Ich war nie obdachlos, nur meine Texte waren obdachlos« 398
- 3 »Ein Aufenthalt im Ausland für ein Jahr« 431
- 4 »Das Problem liegt tiefer, nicht beim Alkohol« 452
- 5 »Strindbergs Haltung rettet mich. Inferno« 477

#### VI »*Es ist nicht mehr viel Zeit*«

- 1 »Unentwirrbares umgab uns« 491
- 2 »Zu spät« 498
- 3 »Herzlichen Glückwunsch zum 9. November« 514
- 4 »als sie noch jung waren die winde« 541
- 5 »Etwas anderes anfangen« 568

Dank 581

Chronik 583

Anmerkungen 588

Bildlegende 653

Namensregister 656

# 1

*»Dabei war ich durch Zufall  
in diesem Land geboren worden«*

Am letzten Augustwochenende des Jahres 1941 veranstaltete die thüringische Kleinstadt Meuselwitz ein Parkfest. Die Hauptattraktion war ein Wasserkünstler, der mit einer atemberaubenden Vorstellung die Zuschauer zu faszinieren wusste: »Nur mit einem Badeanzug bekleidet, begibt sich dieser Unterwassermensch in sein 3000 Liter fassendes Wasserbassin und vollführt dort ohne Hilfsmittel Kunststücke. Mehrere Minuten verbringt der Rekordtaucher unter Wasser, sammelt dort Muscheln, isst, trinkt, befreit sich aus einer Polizeikette.«<sup>1</sup> Der Unterwassermensch war die Sensation auf dem Volksfestplatz. Zu hören war an diesem Wochenende auch Rosel Seegers, die zusammen mit ihren Kollegen vom Rundfunk und vom Berliner Wintergarten im Meuselwitzer Ratskeller aufspielte. In der Provinz schien die Welt am 31. August 1941 noch halbwegs in Ordnung zu sein. Zwar wurde in der Zeitung darauf hingewiesen, dass in der Zeit von 20 Uhr 54 bis 06 Uhr 09 Uhr die Fenster zu verdunkeln sind – aber wer ahnte an diesem Augusttag schon etwas von den langen Jahren des Krieges, die noch bevorstanden.

Hitlers Armee hatte am 22. Juni 1941 die Sowjetunion überfallen und so den 1939 zwischen Berlin und Moskau unterzeichneten Nichtangriffspakt zu Makulatur erklärt. Die Wehrmacht, die zunächst von Sieg zu Sieg eilte, ließ die Generalität träumen – spätestens im Herbst würde Stalin kapitulieren müssen. Die Deutschen bejubelten den »Führer«, der sie die Schmach von Versailles vergessen ließ. Endlich war man wieder wer. Bedingungslos war die Bereitschaft, ihm zu folgen. Er hatte dem »Volk ohne Raum« neue Siedlungsgebiete versprochen – am Ural sollte die deutsche

Ostgrenze nach dem Ende des Krieges verlaufen. »Heute gehört uns Deutschland und morgen die ganze Welt« – dieses Lied wurde damals gern und mit siegesgewisser Zuversicht gesungen. Hören konnte man es im Rundfunk, der auch Hitlers Reden übertrug. Seit seiner Machtübernahme schworen die gleichgeschalteten Medien das deutsche Volk auf den Endsieg ein.

Am 31. August 1941 titelte die »Meuselwitzer-Zeitung« mit der Schlagzeile: »Zusammenkunft Führer – Duce im Führerhauptquartier.«<sup>2</sup> Was sich aus diesem Treffen für das deutsche Volk ableitete, darüber wurden die Leser durch den Untertitel in Kenntnis gesetzt: »Fortsetzung des Krieges bis zum bitteren Ende Vernichtung bolschewistischer Gefahr und plutokratischer Ausbeutung.«<sup>3</sup> Solche markigen Worte wurden in breiten Kreisen der deutschen Öffentlichkeit gern gehört. Zu diesem Zeitpunkt ahnte kaum jemand, dass sich das Kriegsgeschehen wenden würde. Im August 1941 wurde in Deutschland vom »Endsieg« geträumt. Als Hitler am 31. August 1941 in Berlin den Duce traf, nahmen die deutschen Truppen Kurs auf Moskau. In diesem Sommer richtete sich Bertolt Brecht im kalifornischen Santa Monica auf eine längere Exilzeit ein. In Deutschland geblieben war der Romanist Victor Klemperer, der im August 1941 in einem Dresdner »Judenhaus« lebte. Beide, Brecht und Klemperer, schrieben Tagebuch, Klemperer unter ständiger Todesangst. Die Deportation in ein Konzentrationslager wäre ihm gewiss gewesen, wenn seine Notizen entdeckt worden wären. Akribisch hält er in seinen Aufzeichnungen fest, wie sich das Land seit Hitlers Machtergreifung verändert hat. Auch Erwin Strittmatter, der nach dem Krieg Bertolt Brecht mit seinem Stück »Katzgraben« zu beeindrucken wusste, war ein fleißiger Tagebuchschreiber. Im August 1941 schrieb er in einem Brief an seinen Bruder: »Ich bin Schütze 8 der ersten Gruppe des ersten Zuges.«<sup>4</sup> Einen Monat später teilte er seinen Eltern mit, dass zwischen Exerzieren und Grundausbildung Zeit bliebe, Jagd auf »entsprungene Russen« zu machen.<sup>5</sup> Bei den »entsprungenen Russen« handelte es sich um geflohene Kriegsgefangene, die zum Abschuss freigegeben waren. Am 31. August 1941 kam es zu Massenerschießungen von Juden, wurden Häftlinge gefoltert, Gefangene erschossen, und Partisanen organisierten den

militärischen Widerstand. An der Front fielen Soldaten, Tausende wurden verwundet oder blieben vermisst. Der 31. August 1941 war ein Kriegstag im Zweiten Weltkrieg.

Am 31. August 1941 brachte in Meuselwitz Marianne Hilbig nach einer »schweren und langwierigen Hausgeburt« einen Jungen zur Welt, der – so hatten es die Eltern vereinbart – auf den Namen Wolfgang hören sollte.<sup>6</sup> Wolfgang Hilbig wurde an einem Sonntag geboren. Sonntagkindern wird nachgesagt, dass sie die Sprache der Vögel verstünden. Doch Hilbig lernte nicht, auf die Sprache der Vögel, sondern auf das Dröhnen der Bombergeschwader zu hören. Sein Glück war, dass er nicht zu den aus rassistischen Gründen Verfolgten gehörte. Einen Tag nach seiner Geburt wurde eine Polizeiordnung erlassen, wonach Juden ab dem sechsten Lebensjahr in der Öffentlichkeit den Judenstern zu tragen haben. Klemperer kommentierte das Inkrafttreten dieser Verordnung in seinem Tagebuch: »Die Judenbinde, als Davidstern wahr geworden, tritt am 19.9. in Kraft. [...] Die Zeitung begründet: Nachdem das Heer die Grausamkeit etc. *des* Juden am Bolschewismus kennengelernt hat, müsse den Juden hier jede Tarnungsmöglichkeit genommen werden, um den Volksgenossen jede Berührung mit ihnen zu ersparen.«<sup>7</sup>

Drei Tage war Hilbig alt, als am 3. September 1941 im Vernichtungslager Auschwitz im Block 11 zum ersten Mal Zyklon B bei der Vergasung von Menschen zum Einsatz gekommen war. Die Schuld, die die Deutschen in diesem Krieg auf sich geladen hatten, empfand er später auch als seine Schuld. »An einem der Tage jenes unheilvollen Jahrs, von dem ich sprach, erblickte ich, schreiend, wie man so sagt, das Licht der Welt. – Ich lebe noch immer unter dem Licht der Welt, und es ist aus mir ein sanfter liebesbedürftiger Mensch geworden, der in sprachlicher Hinsicht nicht vollkommen ohnmächtig ist, aber ich frage mich, wie kann ich das Licht, das mich bescheint, auch wenn es das Licht schlafloser Nächte ist, in Zusammenhang bringen mit mir. Hätte mich die Vorsehung, die sich aller möglichen Unwägbarkeiten bedient, nur zwanzig Jahre früher zur Welt gebracht, so wäre ich womöglich einer jener schönen, blonden und blauäugigen Männer geworden, welche, blutbesudelt, lachend und besoffen, an Untaten teilnahmen, die sie hernach ableugneten, und

die noch heute allzu oft geleugnet werden. Und ich spreche in einer Sprache, die so vielfältige Möglichkeiten jener Leugnung zulässt, und ich kann mich, aufgrund von Zufällen, nicht einmal anklagen dafür.«<sup>8</sup>

Die Schuldfrage stellt Hilbig auch in seinem Essay »Eine Antwort«. Es handelt sich dabei um eine verspätete Antwort auf jenen »Brief« des Philipp Lord Chandos, den Hugo von Hofmannsthal 1902 geschrieben hatte. Der Verfasser beklagt, dass er nicht imstande sei, zusammenhängend zu denken und zu sprechen – wie »modrige Pilze« würden ihm die Worte im Munde zerfallen. Hofmannsthal »Brief« thematisiert die Sprachkrise. Sie zeigt sich für Chandos darin, dass er unmöglich in Worten ausdrücken kann, was sich doch nur mit Worten sagen lässt, da die wahren Worte, wie die Wahrheit selbst, verlorengegangen sind. Verstellt vom Geschwätz, gelte es, die Wahrheit ebenso wiederzufinden wie die wahren Worte.

Während Chandos in seinem Brief davon spricht, nicht mehr zusammenhängend sprechen und denken zu können, konstatiert Hilbig, dass er diese Fähigkeiten nie besessen hat: »Mein Fall ist, in Kürze, eben derjenige, den Sie beschrieben haben: [...] Mit einem Unterschied: es ist mir nie gelungen, eine solche Fähigkeit zu erlangen. Ich bin aufgewachsen mit dem Verlust dieser Fähigkeit, ich bin beinahe ohne diese Fähigkeit geboren.«<sup>9</sup> Zwischen beiden Texten liegen Jahrzehnte. Hofmannsthal schrieb den Chandos-Brief vor dem Ersten Weltkrieg. Als Hilbig dem Autor antwortete, war er bereits Zeuge des Zweiten Weltkriegs geworden. Was in diesem Krieg an Unvorstellbarem geschah, welche ethisch-moralischen Grenzen überschritten worden waren, macht Hilbig zum Thema seiner Antwort. Es waren die Verbrechen, für die Auschwitz als Synonym steht, die in einer bis dahin unbekanntten Weise die Sprachkrise radikalisierten. Seither fehlen der Sprache die Worte. Die Unmöglichkeit, über den Holocaust sprechen zu können, bildet die Erfahrungsgrundlage für das Diktum Theodor W. Adornos, es gebe angesichts von Auschwitz keine Sprache, die in der Lage wäre, dem zivilisatorischen Bruch des Holocaust Ausdruck zu verleihen.

Die Frage, was in der Dichtung, die in der Sprache der Mörder geschrieben wird, zum Ausdruck gebracht werden muss, war

für Hilbig eine der zentralen Fragen seiner Poetik. Sie beschäftigte ihn auch in einer »Die Kolportage« genannten Erzählung aus dem Nachlass, die zunächst den Titel »Die Zitate« trug. Hilbig schreibt: »Denn muß es nicht so sein, daß alle meine Gedanken, die sich in meinem Kopfe zusammengefügt haben während meines Lebens innerhalb einer mit der ganzen Schuld einer riesenhaften Vergangenheit überhäuften Umwelt, die mich hervorgebracht hat und mich mit dem mir zustehenden Teil dieser Schuld belastet, ja überlastet hat, daß diese meine Gedanken von der Last dieser Schuld gleichsam verseucht, unerklärlich und unscheidbar vermischt mit dieser Schuld und an dieser Schuld heillos erkrankt sind. [...] Und dennoch gelingt es nicht, die Täuschungen auszuschließen, so wie es nicht gelingt, den Leichengestank aus dieser Sprache zu vertreiben.«<sup>10</sup>

Hilbig war überzeugt davon, dass es eine Laune der Geschichte war, dass ihn allein aufgrund seiner späten Geburt keine Schuld an den von den Deutschen während des Krieges begangenen Verbrechen traf. Aber er hatte dennoch Schuldgefühle, denn sein Vater hatte als Soldat auf der Seite der Täter gestanden. Der Terror, der während des Zweiten Weltkriegs die Welt beherrschte, war aus Deutschland gekommen. Diese Überzeugung lag Hilbigs skeptischer Weltsicht zugrunde, die er mit dem mehr als zehn Jahre älteren Heiner Müller (1929–1995) teilte. Beide thematisieren in ihren Texten den Krieg und den Holocaust. »DER TERROR VON DEM ICH SCHREIBE KOMMT AUS DEUTSCHLAND«, heißt es bei Heiner Müller, einen Gedanken von E. A. Poe paraphrasierend.<sup>11</sup>

An Hilbigs Geburtstag, dem 31. August 1941, wurden Deutsche im Namen des NS-Staates zu Mördern, und Unschuldige sind an diesem Tag hingerichtet worden. Leben und Tod, Anfang und Ende – Hilbig dachte Glück und Unglück stets zusammen. Leben hieß für ihn, über das Unrecht schreiben zu müssen. Erinnerungen an den Krieg und das Wissen um den Holocaust sind seinen Texten eingeschrieben. Kein anderer Autor seiner Generation hat sich an Adornos These, es sei nach Auschwitz nicht mehr möglich, ein Gedicht zu schreiben, so abgearbeitet wie er. Im Tagebuch hielt

er am 17. November 1999 fest: »Ich habe das Buch von Christopher Browning gelesen (nicht ganz, obwohl ich mich zu zwingen suchte, so ein Buch kann man nicht lesen), mit dem Titel ›Ganz normale Männer‹ [...]. Es war eine schier unerträgliche Lektüre, die scheußlichste [...] Lektüre, die sich denken lässt. Zitat einer Tabelle: 31. August 1941, das ist der Tag, an dem ich zur Welt kam, Bataillon 320 erschießt in Minkowzy [...] 2200 Juden. Wenn man dieses Buch liest, geschieht es, daß man plötzlich dankbar ist, wenn sich einer dieser Polizisten weigerte, länger an den Erschießungen teilzunehmen, weil er sonst ›verrückt‹ werden würde. Man ist dankbar, weil sich plötzlich einer der Mörder für unfähig hält, weiter zu morden. Wie weit hat sich die Substanz der sogenannten Humanität schon verschoben, wenn man dankbar ist, dass einer der Schuldigen so plötzlich aus der endlos nach oben schnellenden Spirale der Schuld aussteigt, mit welch dürftigem Herausreden auch immer.«<sup>12</sup>

Hilbig wollte herausfinden, welche Verbindungen, ausgehend von seinem Geburtstag, dem 31. August 1941, zu der Welt existierten, die im Kriegsinferno unterzugehen drohte. Welche Verbrechen waren an diesem Tag von Deutschen begangen worden? Wer hatte an diesem Tag sterben müssen? Als dieses blutige Jahrhundert zu Ende ging, bilanzierte Hilbig in aller Entschiedenheit: »Das Jahrhundert fällt von mir ab wie eine Krankheit, eine Pestilenz, ein ätzender, fauliger, giftiger Geruch, der Gestank des Bösen löst sich ab von meiner Haut. Niemand wird dankbarer sein als ich, daß dieses Jahrhundert vorbei ist. Ich werde alt sein, wenn es vorbei ist, feige und verächtlich, dumm, impotent und sklerotisch, jammervoll und mit Gicht in den Knochen, aber ich werde meiner Jugend nicht nachtrauern. Hohnlachend werfe ich sie in den Müll. Von Bosheit zerfressen werde ich auf dieses Jahrhundert hinabblicken, das mich geprägt hat, das mich in seiner schmutzigen Klaue hält. Ich weiß, daß das neue Jahrhundert keine Rettung sein wird, aber ich werde es begrüßen, aus meinem staubigen Loch hervor ... ich weiß nichts, und dennoch zuviel über das alte Jahrhundert, das ich verfluche.«<sup>13</sup>

Die Erfahrungen, die er bei der Lektüre von Brownings Buch gemacht hatte, fanden ihren Niederschlag in seiner »Antwort« auf Hofmannsthals Chandos-Brief. Aus verschiedenen historischen

Perspektiven thematisiert Hilbig die Sprachkrise. Indem er das Datum seiner Geburt immer wieder in Erinnerung ruft, verortet er seine Existenz historisch: »Am selben Tag, an dem ich geboren wurde, hat man ... nein, ich muß genauer sein, das unbestimmte Wörtchen ›man‹ ist hier nicht zulässig, ich muß die Dinge beim Namen nennen: Am 31. August 1941, an meinem Geburtstage, wurde durch das deutsche Polizeibataillon 320 in der Stadt *Minkowzy* eine Erschießung durchgeführt, es wurden Juden erschossen, die Zahl der Gemordeten belief sich auf 2200 Männer, Frauen und Kinder. – Ich weiß nicht, wo die Stadt *Minkowzy* liegt, in Polen, in Rußland, ich weiß nicht, ob sie überhaupt noch existiert, ich konnte das Buch, das für fast jeden Tag der Monate August und September des Jahres 41 ähnliche Massenerschießungen auflistet, nicht zu Ende lesen, ich konnte es nicht zusammenhängend lesen, ich warf es beiseite, hob es wieder auf, blätterte weiter, wahllos, ich riß mir die Brille vom Gesicht, die mir den Dienst zu versagen schien; es war meine Denkkraft, die mir versagen wollte. – Die Götter haben mich scheinbar mit einer zu starken Vorstellungskraft geschlagen: ich durfte die Bilder fließenden Bluts, schreiender nackter Menschen, noch zuckender Körper, die mit Löschkalk und Erde zugeworfen wurden, nicht in die Nähe meines Denkvermögens lassen. Ich kann mir die ungeheure Zahl 2200 getöteter Menschen nicht zusammenhängend vorstellen, aber ich muß davon wissen, damit der schwache Widerstandswille in mir nicht zum Erliegen kommt, denn es ist der Wille eines Einzelnen, eines, der auf sich zurückgeworfen ist.«<sup>14</sup>

Auf die Frage, ob er sich angesichts dieser Verquickung der eigenen Herkunft mit der deutschen Geschichte wünschen würde, in einem anderen Land geboren zu sein, antwortete er: »Solche Gedanken sind sinnlos. Das wäre ein Ausweichen vor dem Schrecken der deutschen Vergangenheit.«<sup>15</sup> Dass er angesichts dieser Voraussetzungen ein problematisches Verhältnis zum Wort Heimat entwickelte, wundert nicht. Deutschland konnte ihm Heimat nicht sein. Wegen der von den Deutschen im Zweiten Weltkrieg begangenen Verbrechen empfand er Scham und Schuld. Zeit seines Lebens war es ihm unmöglich, diesen auf seiner Geburt liegenden Schatten zu

ignorieren. Deutschland blieb das Land, in dem er zur Welt gekommen war.

Wie eng Hilbig die Verbindung zwischen Geburt und Tod sah, geht aus einem Fragment gebliebenen Prosatext hervor, in dem er sein Geburtsdatum zum Sterbedatum von Marina Zwetajewa ins Verhältnis setzt. »An seiner Wand hing ein Abrißkalender, der schon alt war, seit dem August des Jahres 2001 hatte er die Wochenblätter nicht mehr abgerissen. Es war ein sogenannter Literaturkalender: Unter dem letzten Tag im August, es war ein Freitag, stand sein Name, mit einem Sternchen versehen, danach war die Jahreszahl seiner Geburt aufgeführt. Noch eine Reihe anderer Namen befand sich in dieser Rubrik, so auch der von Marina Zwetajewa, mit derselben Jahreszahl, nur war ihrem Namen ein Kreuz zugeordnet. Marina Zwetajewa hatte am nämlichen Tag Selbstmord begangen, an dem er geboren worden war, woraus nichts, beim besten Willen nichts, zu schlußfolgern war. Ein Unglückstag, das war sein Gedanke, ein Unglückstag, der in den deutschsprachigen Literaturkalendern akribisch vermerkt war.«<sup>16</sup>

Von Hilbigs Figuren spielen einige verschiedene Gedankenexperimente durch, wie es ihnen gelingen könnte, sich von der Last zu befreien, die ihnen durch ihre Geburt aufgebürdet worden ist. So sucht der Protagonist C. in der Erzählung »Die Weiber« nach Möglichkeiten, seine Geburt rückgängig zu machen. »Ja, ich hatte den Fehler gemacht, mich gebären zu lassen, mich aufziehen zu lassen vom Staat und von seiner Erziehung, von der Erziehung und ihrem Staat, ich hatte mich geradezu angeboten dafür – doch dann war ich anders geworden. Also hatte ich nichtig zu sein, es gab weder eine Gebärmutter noch eine Erziehung, noch einen Staat für die Kreatur, die aus mir geworden war. Ich hatte nicht einmal einen Namen zu beanspruchen.«<sup>17</sup> Für C. ist seine Geburt auch deshalb so problematisch, weil er sich immer wieder Vorwürfe von seiner Mutter anhören muss. Ginge es nach ihr, dann hätte er wie sein Vater werden sollen. Doch C. hat an seinen Vater keine Erinnerungen, er war – wie der Vater Hilbigs – aus dem Krieg nicht zurückgekehrt. C., der alle Bindungen an seine Familie, an die Stadt, in der er lebt, und an den Staat kappen will, der ihn permanent reglementiert, denkt mit

Abscheu an seine Geburt: »Dort unten, im Süden, meine Stadt, die meinen genialen Eisprung inszenierte. Die mich ausspie in der Hitze des Sommers, mit dem Schauer eines durstigen Schreis, mit dem Aufklatschen eines Blindgängers in den Schlamm, ich war es, der geboren wurde in einem Platzregen von grünem Fruchtwasser ... meiner Stadt aber wurde mein Vater geboren, und in Angst schlurften die Weiber schneller, an der Straßenecke unter dem Fenster ... während die Geburt mich verschlang und würgte, würgte, drosselte, nach mir biß und mich dennoch endlich ausspie ... die Geburt meines Vaters verwechselte ihren Auswurf, ich war es, den sie erbrach, der erste Rabenschrei, den sie hervorpreßte, war von mir.«<sup>18</sup>

C. geht der Welt verloren, als er geboren wird. Noch bevor sein Leben beginnt, ist es bereits zu Ende. Er ist von Anfang an abwesend in einer Welt, in der er nicht willkommen ist, weil ein anderer erwartet wurde. Die durch die Geburt existierenden familiären Bindungen könnte er nur dann lösen, wenn es ihm gelänge, sich durch eine zweite Geburt gänzlich neu zu schaffen. Nur ein solcher Neuanfang, an dem allein er beteiligt wäre, würde ihm ein voraussetzungsloses Dasein ermöglichen. Nur dann wäre er frei von Schuld, und erst dann könnte er unbelastet seinem eigenen Lebensentwurf folgen, ohne sich an einem Vorbild abarbeiten zu müssen.

Die Idee, Geschehenes in einer Verwandlung rückgängig machen zu wollen, weil man nicht der wurde, der man hätte werden sollen, wirft Hilbig auch – bezugnehmend auf Franz Kafkas Erzählung »Die Verwandlung« – in einem Fragment gebliebenen Prosatext auf: »Man will sich zurückverwandeln, da man glaubt, man hätte besser sein können, als man es wirklich gewesen ist. ›Ich‹ will mich zurückverwandeln, da die Verwandlung nach vorn mit einer Verwandlung in das Nichts enden muß. Aber ich will mich zurückverwandeln nur unter der Bedingung, daß die Zeiten, in die man wieder eintritt, besser sind, als sie gewesen waren. Ich weiß nicht, ob sich Gregor Samsa vom Ungeziefer zum Menschen wirklich zurückverwandeln wollte. Aber ich weiß, daß der Mensch von der Rückverwandlung in ein Goldenes Zeitalter träumt, auch wenn er es nicht weiß, und ich denke, daß dieser Traum nicht verschwinden wird aus den Herzen der Menschen. Während das Gehirn weiß, daß im Herzen der

Menschen nur geträumt werden kann.«<sup>19</sup> Hilbigs Protagonist erwägt seine Verwandlung nicht etwa deshalb, weil er Hoffnungen in die Zukunft setzt. Vielmehr existiert für ihn das wahre Paradies, zu dem er sich hingezogen fühlt, in der entgegengesetzten Richtung: Es liegt vor der Geburt, weshalb er der Gegenwart den Rücken kehren will und nach einem Weg sucht, um dorthin zurückzufinden, wo er glaubt, einst hergekommen zu sein.

Dass der eigentliche Sehnsuchtsraum vor der Geburt liegt, wird auch in einer Fassung von Hilbigs Langgedicht »prosa meiner heimatstraße« zum Ausdruck gebracht. Die Hoffnungen richten sich nicht auf das mit der Geburt beginnende Leben, sondern auf jene paradiesische Zeit, die aber im Moment der Geburt abgelaufen ist:

Hier war mein Totenreich und mein Exil  
hier lebte ich ... schon Jahre vor der Geburt  
o diese Jugend vor der Geburt: sie war ein Durst in große  
Weite  
o diese Geburt vor der Jugend: Heimkunft in große  
Abwesenheit –  
zum Ursprung ins Alter  
inmitten großer Jugend: wie ein Nachmittag  
im August unsichtbar wie brausender Sauerstoff über der hellen  
Asche.  
Ich dachte an die weiß verhängten Fenster und die  
aufgeputschten Fliegen  
Die sich lärmend befleckten in der Dämmerung  
Ich dachte an die Uhren die unwirklich tickten.  
Und der Ruch einer Vorahnung erwachte  
Wellengleich in der Straße  
Und ein Fluß von Asche ergoß sich aus dem leisen Schritt der  
Zeit.<sup>20</sup>

Verhangene Fensterscheiben verhindern den Blick ins Weite. Hineingeboren in eine ausweglose, als Enge erfahrene Zeit, wünscht sich das Ich fort aus dieser Welt, in der es nicht willkommen ist.  
[...]